

Jahreszeiten

Autor(en): **Camenisch, Flurina**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **17 (1975)**

PDF erstellt am: **20.03.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-550472>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jahreszeiten

5 Skizzen von Flurina Camenisch

Vorfrühling

Die Sekundarschüler wollten mit ihrem Lehrer, ehe der Winter auch aus den Schattenhängen gewichen — denn es war schon Februar, und die Sonne wärmte bereits kräftig den Boden —, eine Schlittenfahrt machen.

Obgleich die Gipfel ringsum vom Schnee noch bedeckt, die Wege gefroren und die Nächte kalt waren, ahnte doch jedes Lebewesen, Tier und Pflanze, daß die große Zeit des Erwachens nicht mehr lange auf sich warten lasse. Die Menschen ahnten es nicht nur; sie spürten es. Nicht etwa, daß sichtbare Zeichen dafür vorlagen; es sei denn, ein donnerner Lawinenniedergang würde als Zeichen gedeutet oder der allzufrühe Flötenruf einer Amsel. Nein, keine Zeichen, keine sichtbaren Wunder. Wunder spielen sich in unsichtbaren Tiefen ab. So wie die Soldanelle unter dem hohen Schnee zum Blühen erwacht und mit der ganzen Zartheit ihres hellvioletten franseigen Blütenkelchs die Schneedecke durchstößt, ja sie in in ihrer allernächsten Umgebung zum Schmelzen zwingt, so erwacht der Mensch zu seinem Frühling.

Lachend, schwatzend, lärmend zogen die Schüler ihre Schlitten auf der autofreien Straße die Schlucht hinan. Es war damals noch nicht üblich, Sporttage durchzuführen während der Schulzeit, da diese nicht so lang dauerte wie heute und darum intensiver genutzt wurde. Doch der Lehrer, ein Fremder, das schien er zu sein, ein aus einer andern, weitem Welt Herangekommener, brachte einige Neuerungen ins Dorf, so auch die Schlittenfahrt für die

Schüler. Welch Glücksgefühl für diese Kinder im heranwachsenden Alter, unberührt noch von den Wellen der Zivilisation, mitten in der Arbeitswoche die Schulstunden ausfallen lassen und schlitteln gehen zu dürfen!

Dieser Lehrer. Knickebocker trug er, einen riesengroßen, schwarzen breitrandigen Hut und das auffallendste — einen kleinen Bart und einen dichten Schnurrbart. Groß war er auch. Und geigen konnte er, daß den Schülern, die so etwas weder je gesehen noch gehört, der Mund vor Staunen offen stand und es manchen den Atem schier nahm. Mit dem Ortspfarrer zusammen gab er Konzerte, ein Ereignis besonderer Art für die Leute vom ganzen Tal, eine ungeheure Beglückung für viele und für seine Schüler besonders. Die Welt der Kunst wurde ihnen aufgetan.

So zogen die Schüler an einem Donnerstag ihre Schlitten auf der Straße durch die Schlucht hinan, unter ihnen auch das Mädchen mit den langen braunen Zöpfen, den hellen Augen und dem eingebundenen Fuß. Der Aufstieg war darum für sie sehr mühsam. Es war noch nicht lange her, seit sie ihren Fuß verletzt hatte, als sie mit den Kameraden über Kieshaufen, die rechts vom Schulweg lagen, gehüpft und gesprungen war. Die Straßen wurden nämlich im frühen Frühling, sobald sie so richtig aufgeweicht, mit sehr groben handgeschlagenen Kieselsteinen bedeckt. Im Vorfrühling aber lagen sie zu pyramidenartigen Haufen geschichtet am Straßenrand, wartend, auf die nasse Straße geworfen und geschaufelt zu werden. Für die Kinder, deren Schulweg eine halbe Stunde dauerte, bildeten

diese kleinen Keshügel ein willkommenes Turngerät, über das sie hüpfend von Haufen zu Haufen setzten. Lag aber so ein grober Kieselstein ein wenig zu weit vom Haufen entfernt, konnte es geschehen, daß der Fuß darauf geriet, kippte und verletzt war. Es kam wohl darauf an, wie heftig der Aufsprung war, wie groß der Stein oder auch — wie zart das Fußgelenk, um eine mehr oder weniger geringfügige Verletzung hervorzurufen. Nun, das Mädchen, ganz bäurischer Herkunft zwar, war zart gebaut und die Verletzung groß genug, daß sie für einige Zeit nicht mehr gehen konnte. Dem Unterricht fern zu bleiben war ihr, da sie gern zur Schule ging, nie leicht gefallen; jetzt fiel es ihr besonders schwer, da dieser fremde Lehrer mit neuen Ideen ins Tal gekommen. Als sie endlich wieder zur Schule durfte, fand eben sehr bald die längst geplante Schlittenfahrt statt. Unzumutbar für das scheinbar so stille Mädchen, an einer solchen Veranstaltung nicht teilzunehmen, wie die Mutter es aus Besorgnis vorschlug. Sie gehörte zur Schule, und der Frühling lag in den Lüften, in herben noch, aber von weitem roch man ihn.

So stapfte sie tapfer, wenn auch mühsam den Weg hinan. Von Zeit zu Zeit fragte besorgt der Lehrer: «Geht's noch?» «Ja.» Doch als sie oben angelangt, konnte sie kaum mehr stehen. Die Anstrengung war zu groß gewesen. Unmöglich für sie, selber einen Schlitten zu steuern. Mit einem Fuß nur durfte man dies auf der vereisten, gäh abfallenden Straße nicht wagen. Einer Kameradin oder gar einem übermütigen Schüler die Doppellast zuzumuten, wäre unverantwortlich gewesen. Was blieb? Der Lehrer, kurz entschlossen, nahm seine Schülerin auf den Schlitten und fuhr los, als letzter im Abfahrtsrennen. Das war keineswegs geplant gewesen, wenn auch Neidische ein wenig stichelten; der Lehrer hatte einen zweiten Unfall verhindern wollen. Das war alles.

Aber für die Vierzehnjährige war es etwas anderes geworden — ganz plötzlich: beglückend, verzaubernd; voller Geheimnis wie die zarte Kraft, mit der die Soldanelle den Schnee durchstößt.

Das Mädchen war noch jung, ein Schulkind fast. Fast heißt, daß die gewöhnliche, von allen verlangte Schulzeit knapp hinter ihr lag; es heißt auch, daß sie ein Landkind geblieben, obgleich sie nun, wie sie gewünscht, in der Stadt weiterhin zur Schule ging. Aber die Stille ihres Tales, die Weite seines Horizontes, die Lieblichkeit seiner satten Weiden, fruchtbaren Felder und Äcker und die Sanftheit seiner dunklen Wälder wirkten weiter auf ihr Sein und Werden.

Nichts, was Mädchen ihres Alters Unruhe und Freude bringt, was Träume aufscheucht und Feste kränzt, störte ihren Alltag. Still ging die Zeit dahin. So still, wie es schien? Keineswegs.

Kein Mensch wußte, was kurz zuvor eines Frühlingmorgens mit ihr geschehen war.

Sie hatte sich verändert seit jenem Tage vor zwei Jahren, da die Mutter zu ihr gesagt, es schicke sich nicht, daß ein Schulkind in seinen Lehrer, der fast doppelt so alt, verliebt sei.

Seither war sie stiller geworden. Aber mit eigentümlicher Hartnäckigkeit wurde diese erste Neigung stärker und zu einer frühen, allzufrühen, tiefen Liebe.

Dagegen konnte sie nichts tun als das eine: diese Liebe verstecken, was nicht bedeutete, daß sie ohne Wirkung blieb. Sie leitete ihr junges Leben, ihm Richtungweisend.

Den Mann, der diese Liebeskraft geweckt, den hatte sie nicht mehr gesehen.

Da war es, als im Tal die Bäume die Knospen öffneten und ihr Apfelbaum schöner als je im Blute stand, daß sie zufällig vernahm, daß der Mann in wenigen Tagen ihr Tal für immer verlassen werde.

Schmerz erschütterte sie, aber sie hatte keine Möglichkeit, ihn zu mildern oder gar zu heilen. Unausweichlich entstand in ihr der Wunsch, etwas für den Scheidenden zu tun, was niemand tat, ihm etwas zu schenken, was niemand sonst besaß, noch zu vergeben hatte.

So erhob sie sich denn beim allerersten Morgengrauen, schlich, die Schuhe in der Hand, das Haus hinunter, durch den alten

Holzschopf zur Hintertür hinaus zum taufri-schen Apfelbaum. Sie mußte auf den morschen Lattenzaun stehen, um genügend Blüten pflücken zu können. In die Schürze sammelte sie die vielen zartrosa Kelche und trug sie ins Nachbardorf, wo sie vor zwei Jahren noch zur Schule gegangen war.

Sie wählte dazu den einsamen Sandweg, der zwischen Fluß und Landstraße dahinzog, und hatte das Glück, keinem Frühaufsteher zu begegnen. Während sie mit traumhafter Sicherheit dahinwandelte, riefen die Vögel den Morgenruf in den leise beginnenden Tag. Auf die höchsten weißen Gipfel kroch der Sonnenglanz. Unten im Tal, wo das Mädchen schritt, lag noch die letzte Kühle der Nacht.

Eine steile Treppe aus Holz führte im Freien zu seiner Wohnungstür. Das Mädchen stieg langsam hinauf und schüttete die ganze Pracht, die sie in der Schürze hieher getragen, vor der einfachen Türe und auf der schmalen Treppe aus. Er mußte, wenn er das Haus verließ, über dieses Liebesgeständnis schreiten, ohne je im Leben zu erfahren, wer so verwirrt oder so reich gewesen, daß er ihm diese kostbaren Blüten wie einen seidenen Teppich vor die Füße gelegt.

Als liebende Frau, die sie auf einmal und geheimnisvolle Weise geworden, schlich sie auf stillem Weg zurück in ihre Kammer.

Der Baum wurde alt und blühte jedes Jahr in unvergleichlicher Schönheit.

Er trug die köstlichsten Früchte des Tales.

Sommer ohne Sonne

Französisch war ihr schwächstes Fach, nebst Mathematik natürlich. Doch gegen die Sprachschwäche gab es ein Mittel: einen Ferienaufenthalt im Welschland. Die Mutter brachte sie in ein Internat in Neuenburg. Mein Trost, dieser Ort für dieses Mädchen, aufgewachsen im Bauerndorf; es kam nun in Berührung mit dem Firlefanz einer welschen Madame.

Das Mädchen hatte im Koffer heimlich Briefe mitgebracht, 3—4 Briefe nur, die sie früher einmal von ihrem Lehrer bekommen

hatte, von diesem Lehrer, der immer mehr, je weniger sie von ihm noch hörte, zu einer Traumfigur geworden, einer Traumfigur mit unheimlich bindender Kraft.

Oft stand sie am Seeufer und blickte über das gekräuselte Wasser in der Richtung, in der sie ihn vermutete. Dort hielt er sich wahrscheinlich auf, studierte und übte aufs Orgel-examen. Sie kritzelte mit spitzem Stein seinen Namen auf flache Steine, immer wieder, und warf sie übers Wasser. Doch jeder versank darin. Die Kraft ihrer Arme reichte nicht so weit wie die Sehnsucht. Das ist immer so.

Die Tage gingen dahin im Wirrwarr eines Mädchenpensionats. Mit staunenden Augen sah sie zu; mit offenen Ohren nahm sie auf, was da alles zwischen den Mädchen über Freunde und Liebhaber gesprochen wurde. Sie staunte, daß man über Gefühle so viel reden konnte; sie wunderte sich, wie leichtfertig da die Liebhaber ausgetauscht oder einander stibitzt wurden. Es gab Kräche, es gab Versöhnungen, so viel man wollte. Immer war wieder etwas los, was sie nicht verstehen konnte. Oft wurde sie als Vertraute und Ratgeberin beigezogen, da man sie als sehr verschwiegen einschätzte. Niemand ahnte die Aufgewühltheit in diesem jungen Wesen. Man beneidete sie um ihre Ruhe, die sie zur Schau trug. Die beste Schulfreundin hatte ihr einmal gesagt, sie könne doch nicht beurteilen, wie es einem mit der Liebe ergehe, weil sie nichts davon erfahren. Daß das Mädchen nicht nur brannte, sondern glühte, das sah kein Mensch. Und der, der diese Feuerskraft entfacht, wußte schon gar nichts davon.

Viele, sehr viele Jahre danach — als es längst zu spät war — hatte sie erfahren, daß der Lehrer, den sie in aller Heimlichkeit den Geliebten genannt, bei ihrer Mutter vor langer, langer Zeit um die Hand der Tochter gehalten hatte. Die Mutter, wachsam und klug und auch ein wenig mißtrauisch, hatte damals die allzugroße Jugend der Tochter betont und vorläufig nein gesagt. Später hatte er, längst durch viel Liebesabenteuer geschleust und auch endlich verheiratet, Vater von sieben Kindern, ganz vergessen, seinen — wie er ge-

meint — ernsten und das Mädchen samt ihrer Familie ehrenden Antrag zu wiederholen.

In ihrem Tagebuch stand zwar der Satz: Nichts kann meinen Glauben an ihn brechen.

Es ist ein Glück, daß die Zeit — uns zum Heil — mehr ist als dieses Nichts.

Die Zeit, auch wenn sie manchmal — und nicht nur in langen, bangen Nächten — ohne Sonne, bringt das Wunder des Vergessens oder das noch größere des Überwindens.

Und so kam es, daß das Mädchen an dieser heimlichen, beinahe unwirklichen Liebe nicht zerbrach, sondern an ihr wuchs und ein freier Mensch wurde. Freilich hatte es sie einige Jahre gekostet.

Aber — sind Jahre des Reifens etwa verlorene Zeit?

Dörrobst

Wochen, Monde, Jahre gingen dahin. Ein halbes Jahrhundert fast war über die Erde gezogen. Das Mädchen hatte den Geliebten, Verehrten ihrer Jugendträume nicht mehr gesehen.

Als reife Frau sprach sie einmal am Radio.

Einige Tage darauf stand ein Mann auf ihrer Türschwelle. Sie erkannte ihn nicht so gleich, so verändert war er: glattrasiert, beinahe kahlköpfig, rundlich. Er war's, der Traum ihrer ganz frühen Jugend: der Lehrer.

Zweimal besuchte er sie nun. Gemeinsam unternahmen diese zwei Erzprotestanten eine Pilgerfahrt in den Ranft, zwecks Befruchtung seiner dramatischen Pläne. Ein Briefwechsel entstand, rege, intensiv. Er schrieb:

«Man sollte besser unterscheiden zwischen Liebe und Verliebtheit. Liebe ist wie ein guter alter Kachelofen. Man merkt kaum, wo und wann er angeheizt wurde. Er wird allmählich warm und behält und verbreitet seine Wärme dauernd, nachdem das Feuer längst erloschen. Mit Petroleum einen solchen Ofen anzuheizen oder zu stimulieren ist nicht ratsam; er könnte zerspringen. Verliebtheit aber ist wie ein Cheminée. Da kann man Papier und Stroh verbrennen, darf auch einen Schöpfer Öl ins Feuer gießen — es leuchtet und wärmt —

aber wenn es ausgebrannt ist, bleibt nichts übrig als kalte Asche!

In Dich war ich nie verliebt, du warst für mich einerseits zu kindlich, andererseits schon zu fraulich. Dich habe ich, wie selten eine andere, vom ersten Tag an geliebt.»

Sollte, konnte eine Frau in ihrem Alter solche Geständnisse, Lebensbeichten einfach annehmen, daran noch glauben?

Das Radiogespräch hatte versunkene Erinnerungen in ihm geweckt. Eine vertraute Stimme, gereift und gealtert, aber doch dieselbe, war an sein Ohr gekommen. Darum hatte er sie aufgesucht, mit altem, aber klopfendem Herzen.

Sie hatte ihm aus großer Freiheit heraus ihre Mädchenliebe gestanden; wäre sie nicht frei gewesen, hätte sie geschwiegen wie damals. Sie, längst die Frau eines andern und verwitwet, hatte schnell erfaßt und verstanden, in welcher seelischen Notlage der alte, halbblinde Mann sich befand. Und dieses Verstehen war es, was ihn umgeworfen, wieder für kurze Zeit jung gemacht und begehrlieh nach der Frau, die er verkannt und vergessen hatte. «Für mich ist es ein spätes Glück — vielleicht in gewissem Sinn *das* Glück. Du treue Seele und Freundin eines alten, ach immer noch so ungebärdigen Herzens.»

Als sie noch ein Kind gewesen und Spittelers Bücher gelesen, hatte sie den heimlich Angebeteten Prometheus genannt und ihm dies jetzt erzählt. So war ihm das Schicksal von Prometheus doch noch irgendwie beschieden. Gefesselt durch Familienbande, durch seine Anständigkeit und Augenkrankheit hing er am Felsen in seinem Bergtal.

War die junge, alte Freundschaft eine kurzlebige Renaissance einer romantischen Jugendliebe? Was war da, das Dauer versprach und Halt gewährte? Der Jahre absoluter Trennung waren viele, allzu viele gewesen. Und das Alter, in dem sie nun standen?

Als er sie einmal nach diesen verflissenen Jahrzehnten unvermutet — und zum ersten Mal im Leben — küssen wollte, erschrak sie sehr, wie wenn sie fragen wollte: «Woher

nimmst denn du das Recht zu solcher Zärtlichkeit?» Sie hielt ihre Lippen fest geschlossen. Da wußte Prometheus Bescheid und versuchte es nicht wieder.

Er hatte vergessen, wie alt er und auch, daß sie kein junges Mädchen mehr war. Die Früchte waren eben überreif geworden, gerade noch gut zum Dörren. Das ist nicht nichts. Dörrobst ist gesund, bekömmlich und ein vortrefflicher Notvorrat für den Winter, für Hungerjahre, für Kriegszeiten. Sie halten bei richtiger Lagerung beinahe unbeschränkt.

Und das ist viel wert.

Es schneit

Wie nicht anders zu erwarten, folgt auf den Frühling der Sommer, Herbst und Winter. Jedermann weiß das. Zuerst nimmt die Sonnenkraft und ihre Dauer ab. Die Äcker liegen brach, die Schollen erstarren. Zugvögel sind längstens vorbei geflogen. Zurück bleiben schwarze Raben unter dem tiefblauen Himmel über nahrungsarmen Feldern.

Der Mensch paßt sich an; er wird stiller und wunschloser, wenn er seinem Winter entgegenght. Es kommt darauf an, ob er sein Leben recht und richtig gelebt, ob er seine eigenen Jahreszeiten jedesmal vollendet hat.

Die Liebe war es für sie beide, diese damals uneingestanden Jugendgefühle, die erst im Herbst des Lebens sichtbar gewordenen, die nun auf ihre Art zu Ende gelebt werden mußten.

Es war vor einem halben Menschenleben gewesen, als der Lehrer die Schülerin den Sandweg hinaus begleitet hatte, da sie schüchtern zu ihm gesagt, daß sie so gerne einen älteren Bruder hätte. Er hatte geantwortet: «So nimm doch mich zum Bruder.» Sie hatte

tief erschrocken ihn angeschaut und geschwiegen, weil sie ihn nicht zum Bruder begehrte, sondern in jener Sekunde erfaßte, was sie so sehr erschreckte: daß sie ihn liebe.

Die Erfüllung der Kindes- und Mädchenliebe war ausgeblieben und hatte darum noch irgendwie ihren Abschluß zu finden. Nötig war dazu nur das Wissen darum, was gefehlt hatte, was unvollendet geblieben.

Als sie ihm eines Tages, als es heftig zu schneien begann, seine Drama-Manuskripte und Novellenskizzen zurückschickte und ihm sagte, ihr keine mehr zu senden, da sie sich nicht zuständig fühle, überhaupt ihn bat, nicht mehr zu schreiben, da war der Kreislauf des Jahres geschlossen. Sie schrieb ihm dazu:

«Vielleicht findest Du einen neuen Weg, mit Deiner Frau zu leben. Du konntest ja so lange gut und schön leben ohne mich. Die letzten Monate haben noch einmal oder zum ersten Mal ein Glanzlicht auf einen Abschnitt unseres Lebens geworfen, haben ihn ein wenig verklärt, ja ihn uns für ganz kurze Zeit noch einmal geschenkt. Müssen wir dafür nicht dankbar sein und zufrieden, daß alles so und nicht anders gekommen?

Ich wäre nie die richtige Frau für Dich gewesen. Aber ich bin dem Schicksal dankbar für die Begegnung mit Dir, diese ätherisch zu nennende am Anfang meiner Jugend und diese vom Abendrot beleuchtete vor dem Ende meines Lebens.

Sei Du es auch und geh ruhig den Weg, den Du noch glaubst gehen zu müssen.»

Als er diesen letzten Brief gelesen, hatte er geseufzt, halb aus Kummer, halb aus Erleichterung; denn er fühlte sich den Spannungen des Lebens gar nicht mehr gewachsen und brauchte den häuslichen Frieden und den warmen Kachelofen, derweil sein Hochtal eingeschnitten wurde.

Redaktionelles Nachwort: Von Flurina Camenisch erscheint soeben im Calven-Verlag der Roman «Carezia», der unsern Lesern herzlich empfohlen sei.